

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Dobrick, Barbara
Sommertheater

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Eher Alete als al dente. Ich kaue die Spaghetti, die gar nicht gekaut werden müßten. »Der Koch ist verliebt«, hat Giovanni mit einem verschwörerischen Grinsen geflüstert, als er den Teller und die kleine Schale mit Parmesan auftischte. Also bloß nicht meckern. Verliebte haben immer Anspruch auf Nachsicht.

Ich sitze gern an einem der langen Holztische draußen auf dem Bürgersteig vor Giovannis Restaurant. Autos und Passanten vermitteln ein ähnliches Gefühl wie die heimische Glotze: Bewegung, Geräusche, Gespräche, mit denen man selbst nichts zu tun hat. Wann war ich zuletzt mittags hier oder an einem Wochenende? Das muß Jahre her sein.

Keinen einzigen der wenigen schönen Sommersonntage dieses Jahres sollte man in der Stadt verbringen! Dumm, daß ich mich von Telses schlechter Stimmung habe anstecken lassen und früher als geplant nach Hause gefahren bin. Meine Freundin Telse! Beeindruckend, wie sie in Rage gewesen war!

Na ja, am Nachmittag soll es regnen, und müde bin ich auch. Die letzte Nacht war so schön gewesen, daß ich mich lange nicht hatte entschliefen können, ins Haus zu gehen. Wünsche waren mir gar nicht so schnell eingefallen, wie Sternschnuppen vom Himmel sausten. Dotta lag eingerollt und schnurrend auf dem Fußteil meines Liegestuhls, die Grillen zirpten, und Viktor hatte von früheren Besitzern des Hauses erzählt, von dem alten Trinker, dem seine Frau verboten hatte, das große Waldgrundstück zu verlassen, und der sich deshalb an dessen Grenzen Spazierwege breitgetrampelt hatte, um zu Hause und doch unterwegs zu sein.

Telse, deren Schlafgewohnheiten ländlich sind, war wie im-

mer vor Mitternacht zu Bett gegangen, und heute früh hatte sie sich geärgert, über die Hinterlassenschaften auf der Wiese: leere Weinflaschen und Gläser, in die Mücken und Ohrenkneifer abgestürzt waren, pappig-feuchte Cracker und Zigarettenkippen. Aber sie war gestern schon schwer angesäuert gewesen. Als sie Altpapier stapelweise zu ihrem Kofferraum schleppte und leere Flaschen in etliche Taschen praktizierte, hatte Viktor vergnügt gesummt: »Honka, tonka, sehr gut, die Dame, die bringt Leergut.« Ein eiskalter Blick traf Viktor, der nie Flaschen und Papier zu den Containern bringt. Aber Viktor können solche Blicke nichts anhaben. Ich glaube sogar, er bezieht sie überhaupt nicht auf sich. Er blieb jedenfalls bestens gelaunt, und Telse war auffallend wortkarg und ging noch früher schlafen als üblich.

»Frau Berger ist der einzige Mensch, der Dreck wegmacht, anstatt ihn zu produzieren, die einzige, die mir hilft ...« Von Telses Geschimpfe war ich aufgewacht. Viktor schien dem morgendlichen Donnerwetter wenig entgegenzusetzen zu haben. Ich hörte jedenfalls vor allem Telse. »Du bist nur mit deinem Blödsinn beschäftigt. Ein Ehemann dürfte gern noch etwas anderes haben als gelegentlich einen gewissen Unterhaltungswert.«

»Na, entschuldige mal!«

»Nee, nix entschuldige ich. Auch nicht, daß Susanne hier als feine Lady an- und abreist wie es ihr gefällt. In der Küche ist sie genauso schlampig wie du. Hält auch alles für vollkommen selbstverständlich. Daß ich dem Schornsteinfeger im Keller erst einmal stundenlang einen Weg bahnen muß, weil jeder seinen Kram hinknallt, wo es ihm paßt, das wißt ihr nicht mal. Und das, was ihr wißt, nämlich, daß Weinregale sich nicht von selbst füllen, Unkraut nicht von Heinzelmännchen gezupft wird und die Mülleimer nicht auf eigenen Beinen nach draußen gelangen, das ignoriert ihr großzügig. Und die einzigartige Dotta ... Wie kann man seine Katze bloß ›die Gelehrte‹ nennen, wenn sie blöd genug ist, in Scherben zu

treten? Aber immerhin ist sie klug genug, es zu tun, wenn ich allein zu Haus bin. Fragt jemand, ob er die blutverschmierten Polster in meinem Auto saubermachen soll? Kein Stück! Alle leisten es sich, nach dem Lustprinzip zu leben, weil ich dumm genug bin, die weniger spaßigen Dinge des Lebens zu erledigen ...«

Telse war richtig schön in Fahrt geraten. Ich hatte mein Kissen eng umschlungen und darüber nachgedacht, ob Telse nicht tatsächlich das Unglück anzieht, das sie beklagt. Montags räumt Telse auf, damit alles ordentlich ist, wenn Frau Berger kommt. Und am liebsten würde sie vor deren Erscheinen auch noch Staubsauger und Feudel schwingen. Vor lauter Glück über Frau Bergers Dienstleistungen war Telse sogar kurz davor gewesen, eine Schrankwand fürs Wohnzimmer anzuschaffen, damit Frau Berger das Gefühl haben kann, in einem ordentlichen Haushalt zu putzen, in einem, in dem alles so ist, wie es sich gehört. Und für Frau Berger kauft Telse klaglos lauter giftige und überflüssige Reinigungsmittel, die sie selbst nie benutzen würde. Meine liebe, arme Telse-Else!

»Wenn der Herr wenigstens *einmal* geruhen würde ...«, hatte ich Telse zetern gehört. Ich schäme mich, wenn ich Zeugin solcher Szenen werde. Telse schämt sich auch. Hinterher. Nur Dotta können sie nicht erschüttern. Sie lag auf ihrem Schlafsessel, eine Pfote über die Augen gelegt, theatralisch wie eine Diva, die unter Migräne leidet.

Und Viktor? Ein prima Freund. Aber will man Telse Glauben schenken, ist er als Ehemann vor allem dazu begabt, Verzweiflungsgefühle zu wecken und zu stabilisieren. Viktor ist nämlich ein Lebenskünstler, für den zweckfreies Handeln eine geradezu religiöse Bedeutung zu haben scheint. Viktor tut nur das mit Hingabe, was nicht nötig ist. »Pütschern« nennt er das.

Lustlos war ich aufgestanden. Mein Zimmer bei Telse und Viktor hat eine eigene Außentür. Durch die war ich mucks-

mäuschenstill in den Garten verschwunden. Gewitterstürme soll man von einem sicheren Ort aus beobachten und abziehen lassen; das lernt man auf dem Lande.

Im Garten schien alles gleichzeitig zu blühen. Am besten gefiel mir der große, dunkellila Mohn, der so schnell verblüht. Die ersten Brombeeren waren reif. Ein Frühstück können sie allerdings nicht ersetzen. Schon gar nicht heißen Kaffee. Ich hörte, wie Telse im ersten Stock eine Tür zuschlug. Die Küche war also sturmfrei.

Ich kenne Telse seit über zwanzig Jahren. Ihre Wutanfälle sind selten, aber von archaischer Wucht. Gegen die können Worte nichts ausrichten. Deshalb beschloß ich beim Kaffeetrinken, nach Hamburg zurückzufahren und Dotta ausnahmsweise mitzunehmen. Aber Dotta, die sonst zu dieser Tageszeit immer in der Nähe bleibt, war verschwunden.

Ich zahle. Den Grappa schlage ich aus. Zu früh. Auf dem kurzen Heimweg komme ich an meinem Auto vorbei, nehme die Taschen aus dem Kofferraum und den Phlox, den ich mir zum Trost noch im Garten gemopst hatte. Wenn ich kein Strafmandat riskieren will, muß ich den Wagen morgen früh bis sieben Uhr weggefahren haben. Allein die Parkplatzprobleme wären ein Grund, aufs Land zu ziehen. Ich leere meinen Briefkasten, schließe die Wohnungstür auf und bin nun plötzlich doch froh, zu Hause zu sein. Hier gibt es keine Überraschungen, keine Einrede, kein besetztes Badezimmer, keinen Ehehoff.

Aber leider gibt es einen Anrufbeantworter: »Hier ist deine alte Olle. Gib doch mal Laut, wenn du zurück bist.« Meine Frau Mama respektiert meinen Wunsch, während der Wochenenden auf dem Lande dort nicht angerufen werden zu wollen. »Hier spricht Frau Öttinger von der Buchhandlung Reif. Die Bücher, die Sie bestellt haben, sind eingetroffen.« Wie geschwollen die Leute reden, wenn sie sich einer Maschine anvertrauen müssen. »Hallo, Susanne, hier ist Rolf. Wollt nur mal sehen, ob du ausnahmsweise ein Wochenende

hier bist. Ich hätte nämlich Lust auf ein Schwätzchen mit dir, mein Schätzchen. Ciao.«

Blödmann! Ich habe niemals Lust auf irgendwas mit Männern, die mich Schätzchen oder Susi nennen.

Ich setze mich an den Schreibtisch, schlitze die Kuverts auf, lege Zeitungen und Drucksachen zur Seite. Eine unerwartete Honorarabrechnung hebt meine Stimmung. Alles andere scheint belanglos zu sein, Versicherungsangebote, Einladungen zu Pressekonferenzen, Programm des Sommertheater-Festivals auf Kampnagel, zwei Rechnungen. Ein Umschlag trägt weder eine Briefmarke, noch hat er einen Absender. Nein, keine Postwurfsendung.

Wir haben die Enkelin von Seebrandt Kleinschmidt bei uns. Bitte teilen Sie ihm mit, daß wir 1,5 Mio. DM von ihm verlangen. Er soll das Geld in gebrauchten, nicht registrierten Hundertmarkscheinen bereithalten. Unsere Forderung ist bewußt niedrig, damit es ihm leichtfällt, die Polizei nicht zu informieren. Sollte er das dennoch tun, würde das außerordentlich unangenehme Folgen für seine Enkelin haben.

Seebrandt Kleinschmidt. Ein Mann mit Ansehen und Vermögen, aber ohne Eigenschaften, so war er mir vorgekommen. Vor etwa zwei Jahren hatte ich ein Gespräch mit ihm geführt für die Sendung »Leute von heute«. Kleinschmidt hatte mich als Stichwortgeberin für einen längst von ihm vorbereiteten Text angesehen. Herausgekommen war, wie so oft bei Prominenten, ein routiniert aufgesagter Lebenslauf mit kleinen Anekdoten, denen man anmerkt, wie oft sie schon dafür herhalten mußten, eine Person zu charakterisieren, die nichts von sich preisgeben will. Fünfundfünfzig Minuten Langeweile. Schade um die Sendezeit. Weil es mir nicht gelungen war, ein wirkliches Gespräch in Gang zu bringen, hatte ich das noble Haus der Kleinschmidts damals unzufrieden und mit Kopfschmerzen verlassen.

Ich werde trotzdem hinfahren müssen. Ich betrachte den weißen Bogen, halte ihn gegen das Licht. Tintenstrahldrucker. Ich befeuchte einen Zeigefinger mit Spucke und streiche sanft über das letzte N und den folgenden Punkt. Ja.

In meiner Kartei steht nur die Telefonnummer von Kleinschmidts Firma und die Durchwahl seiner Sekretärin. Die hatte damals den Termin gemacht und mir die Privatadresse von Kleinschmidt gegeben. »Vertraulich«, hatte sie gesagt, und ihre Stimme war bei diesem Wort ganz tief geworden. Natürlich, Kleinschmidt ist mit seiner Privatnummer nicht im Telefonbuch zu finden. Während ich überlege, ob ich bis morgen warten soll, beginne ich schon damit, mich umzuziehen. Ich will den feinen Hanseaten nicht zusätzlich durch mein liederliches Aussehen erschrecken. Ohne Strümpfe, in schmutzigen Leggings und einem verschwitzten T-Shirt mit Katzenhaaren macht man selbst in Notfällen keine Sonntagsbesuche.

Elbchaussee, schönste Straße der Stadt. Links wechselnde Ausblicke auf den Fluß. Der ist ernst zu nehmen, kein Schickimicki-Gewässer wie die Alster, die gerade groß genug ist für ein paar Segelboote, Schwäne und Ausflugsdampfer. Die Elbe ist kein artiges Freizeitgewässer. Sie riecht nach Meer, klingt nach Arbeit.

Teufelsbrück. Hier steht die Elbchaussee bei Sturmflut regelmäßig unter Wasser. Die Grundstücke haben Parkgröße. Die alten Häuser sind mit dem Wort Villa schon nicht mehr angemessen bezeichnet. Nienstedten, Blankenese. Hier geht's rechts ab. Kleinschmidt wohnt in einer Jugendstilvilla, an der jeder Denkmalpfleger seine helle Freude hätte. Jedes Detail ist original, vom Dachfirst bis zu den vergitterten Kellerfenstern alles bestens in Schuß. Der Vorgarten hat für hiesige Verhältnisse eher bescheidene Ausmaße. Von der Straße aus sieht man nicht, daß hinterm Haus ein herrlicher Garten liegt, mindestens dreitausend Quadratmeter. Überhaupt

pfllegt Kleinschmidt hanseatisches Understatement – ein schönes Haus, ja. Aber daß hier einer der reichsten Männer der Stadt wohnt, vermutet man nicht.

An die Frau, die mir öffnet, erinnere ich mich. Vermutlich die Haushälterin. Mitte Sechzig. Sie sieht mich überrascht und abweisend an.

»Mein Name ist Susanne Quast. Sie erinnern sich vielleicht an meinen Besuch bei Herrn Kleinschmidt vor zwei Jahren. Ist er zu sprechen?«

»Sind Sie verabredet?«

»Nein. Leider konnte ich auch nicht anrufen, weil ich nur die Firmennummer habe. Aber wenn es nicht dringend wäre, hätte ich bis morgen gewartet.«

»Worum geht es denn?«

»Das möchte ich Herrn Kleinschmidt gern selbst sagen.«

»Kommen Sie herein. Ich werde meinen Mann fragen, ob er einen Moment Zeit hat.«

Ich versuche, mir meine Verblüffung nicht anmerken zu lassen. Frau Kleinschmidt schließt die schwere Holztür hinter sich, bittet mich, in einem der tiefen, dunklen Ledersessel in der Eingangshalle Platz zu nehmen, und verschwindet.

Das ist also Frau Kleinschmidt! Merkwürdig. Diese unscheinbare Frau paßt so gar nicht zu dem äußerlich beeindruckenden Mann, der jetzt die Treppe herunterkommt. Er muß an die Siebzig sein, bewegt sich aber wie ein sportlicher Vierzigjähriger. Das wunderschöne Mahagonigeländer braucht er jedenfalls nicht. Auf den ersten Blick ist nur das aus der Mode gekommene Halstuch unter dem tadellosen Hemdkragen ein Hinweis auf sein Alter. Jovial streckt er mir schon die Hand entgegen, bevor er unten angekommen ist. Automatisch stehe ich auf.

»Frau Quest, was für eine Überraschung!«

»Quast. – Herr Kleinschmidt, entschuldigen Sie die Störung. Ich möchte Ihnen einen Brief zeigen, den ich bekommen habe.«

»Sie machen mich neugierig. Bitte. Kommen Sie herein.«
In diesem Raum hatte ich damals das Interview mit Kleinschmidt geführt. Ein Salon, in dessen rechter Hälfte ein Flügel steht. Den vergißt man aber sofort, weil der Blick gebannt wird von den rundumlaufenden Wandvertäfelungen. Schon damals wäre ich am liebsten gleich wieder aufgestanden, um die herrlichen Intarsien aus der Nähe zu begucken. »Kirschbaum«, hatte Kleinschmidt gesagt, und es war ihm nicht ganz gelungen, seinen Stolz auf dieses Haus zu verbergen.

»Als ich vorhin nach Hause kam, lag dieses Schreiben in meinem Briefkasten. Den Umschlag habe ich auf meinem Schreibtisch liegenlassen. Er trägt weder einen Absender noch Briefmarke oder Poststempel. Ich bin Freitagmittag weggefahren und heute gegen zwei wiedergekommen. In der Zeit muß ihn jemand eingeworfen haben.«

Kleinschmidt liest den Brief. Wortlos steht er auf, hebt den Telefonhörer im Nebenzimmer ab und wählt. »Ist bei euch alles in Ordnung?«

Er hat mir den Rücken zugekehrt. Mit der linken Hand in der Tasche seiner grauen Flanellhose steht er in der Bibliothek, die durch eine breite Öffnung mit dem Salon verbunden ist.

»Und die Kinder?«

Unaufgeregt steht er da wie bei einem ganz normalen Sonntagnachmittagplausch. »Nein. Eigentlich wollte ich Beatrice nur daran erinnern, daß wir morgen eine Verabredung haben ... Ich weiß. Aber laß den Großvater doch ruhig ein bißchen schulmeistern ... Natürlich. Wiedersehen.«

Seebrandt Kleinschmidt kommt lächelnd auf mich zu. Diesem Lächeln sieht man an, wie besorgt er vorher gewesen war.

»Alles in bester Ordnung. Meine Enkelin hat heute vormittag Polo gespielt und sitzt jetzt mit einer Freundin im Garten meiner Tochter. Und auch mein Enkelsohn ist zu Hause.«

Ich bin erleichtert. »Dann hat sich jemand also nur einen denkbar schlechten Scherz geleistet.«

»Glücklicherweise! Ich muß gestehen, seit ich Enkelkinder habe, ist eine Entführung das einzige, wovor ich mich wirklich fürchte. Aber bitte, was kann ich Ihnen anbieten? Einen Kaffee, Cognac?«

»Ich könnte beides vertragen.«

Kleinschmidt verläßt mit einem zufriedenen Nicken das Zimmer. Wieder fällt mir auf, wie geschmeidig, wie elegant er sich bewegt und wie gut er in dieses Haus paßt. Die Räume sind ein Traum. Innen ist das Haus von einer Noblesse, die man von außen höchstens erahnt.

»Meine Frau hat ohnehin schon Kaffee vorbereitet. Ich bin Ihnen übrigens sehr dankbar, daß Sie sofort gekommen sind. Es hätte ja durchaus etwas dran sein können an der Sache.«

Kleinschmidt reicht mir einen gutgefüllten Cognacschwenger, hebt sein Glas. »Danke und sehr zum Wohle.«

Frau Kleinschmidt verteilt drei zierliche Prozellantassen. Das sind keine Hände, die nur das Geld ausgeben, das der Gatte verdient, denke ich, während sie einschenkt. Dann setzt sich auch die Dame des Hauses. Sie weiß offensichtlich noch gar nicht, warum die Rundfunkjournalistin unangemeldet gekommen ist. Während ihr Mann ihr zunächst vom Anruf bei der Tochter und erst dann vom Inhalt des Briefes erzählt, sitzt Frau Kleinschmidt da, als sei sie eine unsichere Besucherin, die es nicht wagt, die ganze Sitzfläche in Anspruch zu nehmen. Die Beine schräg gestellt, die Knie unter dem dunkelblauen Rock eng aneinandergepreßt. Fehlte nur noch, daß sie nervös ein Taschentuch in der Linken hielte. Sie schüttelt den Kopf ein wenig. Dann beugt sie sich vor, äugt in meine Tasse und fragt, ob sie mir nachschenken dürfe. Aber ich möchte bald gehen.

»Sollten wir nicht trotzdem die Polizei informieren?« frage ich.

»Wenn Sie mir das Schreiben hierlassen mögen, würde ich die Sache morgen gern mit meinem Anwalt besprechen und dann entscheiden.«

»Haben Sie die Möglichkeit, sich eine Kopie zu machen? So originelle Post bekomme ich nicht alle Tage.«

Kleinschmidt reicht den Brief seiner Frau, die ein wenig unbeholfen, aber beflissen aufsteht und nach wenigen Augenblicken zurückkommt und mir das Original gibt. Auch bei der Verabschiedung sagt Frau Kleinschmidt, im Gegensatz zu ihrem Mann, nur das Nötigste.

In meinem Wagen sitzend fühle ich mich gleichermaßen erleichtert und ratlos. Ich habe keine Lust, den immer noch schönen Sommertag in meiner Wohnung zu verbringen, möchte mit irgend jemandem reden. Soll ich zurück nach Krayenhude fahren? Unsinn. Dafür ist es schon zu spät. Morgen früh um neun muß ich im Studio sitzen. Wenn ich bei Kleinschmidts unangemeldet vor der Tür stehe, dann wird das bei der eigenen Mutter wohl auch erlaubt sein. Das habe ich in den letzten zwanzig Jahren allerdings nicht ein einziges Mal getan. Aber ich bin froh, nun ein Ziel zu haben.

Im Radio Glück- und Musikwünsche des öffentlich-rechtlichen Stadtsenders. »Erbschleichersendung« hieß das früher, dauerte gnädigerweise aber nur eine Stunde. Heute wieder en vogue. Ist das der moderne Rundfunk? Auf jeden Fall voll im Trend. Hörerbindung durch Hörerbeteiligung. Am besten telefonierte man im Studio den ganzen Tag, verspricht Gewinne oder bringt zu Gehör, was die Damen und Herren Kundschaft auf Anrufbeantworter gesprochen haben. *Hier ist Frau Heinz aus Barsbüttel. Wir grüßen unsere Nachbarin Frau Hohmann und wünschen ihr alles Liebe und Gute zum ... Äh, zum fünfzigsten Geburtstag. Feier schön, liebe Lieselotte! Bis heute abend! Ja, und dann spielen Sie doch bitte »Ein Schiff wird kommen«.*

Kaum zu glauben, aber dennoch wahr. Drei Stunden dauert diese Sendung! Der Moderator parliert, als müsse er darüber hinwegtäuschen, daß die lieben Hörer und Hörerinnen für hundertachtzig Minuten längst nicht genug Musikwünsche geäußert und Grußaufträge erteilt haben.